

Öffentliche Erinnerung an Frauen*

Warum Denkmäler dringend ein Update brauchen

Frauen*figuren gibt es auf Denkmälern oft. Doch einen Namen und eine Geschichte haben diese Frauen* selten. Meist sind es Allegorien – anonyme Verkörperungen von Tugenden wie Gerechtigkeit, Freiheit oder Mut. Nur rund sieben Prozent aller Denkmäler weltweit sind Frauen* aus Fleisch und Blut gewidmet, um deren tatsächliche Leistungen zu würdigen.

Die Frage, warum Frauen* in der Denkmalkultur so selten vorkommen, lässt sich nicht von Machtstrukturen und Geschichtsschreibung trennen. Denkmäler repräsentieren Macht, Identität und die Deutungshoheit darüber, wessen Geschichte erzählenswert ist. Frauen* wurden in der Geschichtsschreibung lange marginalisiert, ihre Taten übersehen oder Männern* ihrer Zeit zugeschrieben. Das zeigt sich bis heute – in Schulen, Lehrbüchern und auch an Denkmälern.

Frauen als Allegorien – entkoppelt von der Realität

Schon in der Antike wurden Göttinnen wie Justitia oder Pax mit Attributen wie Waage, Schwert oder Ölzweig dargestellt. Diese Tradition setzte sich über das Mittelalter bis in die Neuzeit fort.

Solche Abbildungen sollten universelle Werte symbolisieren, und Frauen* wurden Eigenschaften wie

Reinheit, Fürsorge und Harmonie zugeschrieben – Attribute, die ins patriarchale Weltbild passten und die Darstellung männlicher Figuren als aktive Helden nicht störten. Frauen*figuren wurden ästhetisiert, abstrahiert und ihrer realen Identität entkleidet. Diese Symbolik verfestigte die Vorstellung, dass Frauen* nicht als handelnde Akteurinnen in der Geschichte auftreten, sondern lediglich als passive Trägerinnen von Idealen Sichtbarkeit erlangen sollten. Während Männer* für konkrete Leistungen wie militärische Erfolge, politische Entscheidungen oder wissenschaftliche Durchbrüche gefeiert wurden, reduzierten Denkmäler Frauen* auf dekorative oder symbolische Rollen.

Marianne, die nationale Allegorie Frankreichs, symbolisiert die Werte der Französischen Revolution: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit – wohlgemerkt: Brüderlichkeit, nicht Geschwisterlichkeit! Doch Marianne ist keine reale Figur. Sie repräsentiert

eine abstrahierte Idee, während reale Frauen* der Französischen Revolution wie Olympe de Gouges, die eine der ersten Forderungen nach Frauenrechten formulierte, in der öffentlichen Erinnerung kaum vorkommen. Ihr Schicksal – sie wurde während der Terrorherrschaft der Jakobiner guillotiniert – wurde in der Denkmalkultur weitgehend ignoriert. Diese Art der Darstellung hat bis heute eine tiefgreifende Wirkung. Sie hat Frauen* aus der öffentlichen Erinnerungskultur verdrängt, selbst wenn sie entscheidende Beiträge zu historischen Ereignissen geleistet haben.

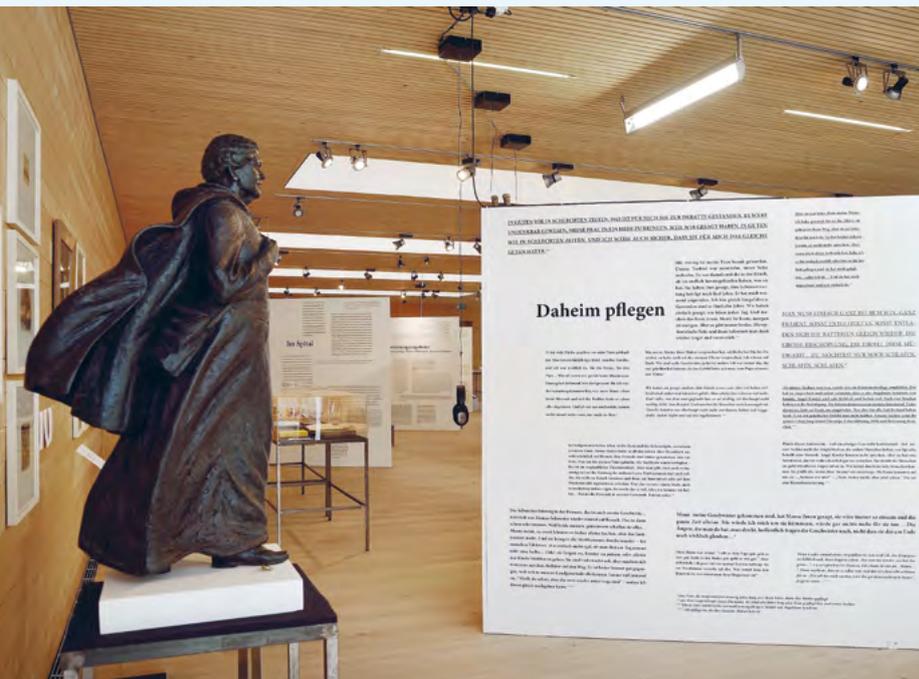
Denkmäler sind mehr als nur Skulpturen oder Monumente. Sie sind Orte der Macht und der Erinnerung. Sie prägen unser Verständnis davon, wer in der Geschichte wichtig war, wer für die Gesellschaft als Vorbild gilt und welche Errungenschaften gefeiert werden. Indem Frauen* auf Denkmälern kaum vertreten sind oder anonym als Allegorien auftauchen, wird ihre historische



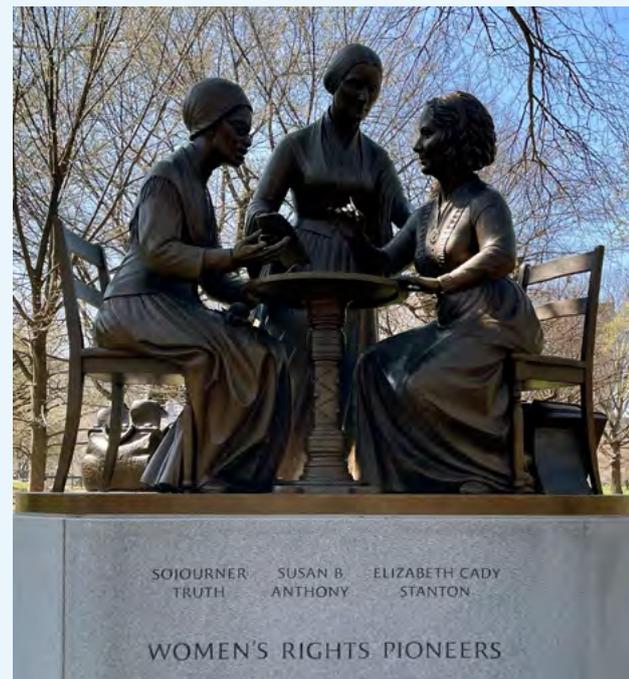
Mary Seacole Statue vor dem St. Thomas Hospital London | © David Holt, CC BY 2.0



Mary Seacole Statue in Paddington | © Matt Brown, CC BY 2.0



Maquette des Denkmals für Mary Seacole von Martin Jennings | Innenansicht der Ausstellung „Pfleger das Leben. Betreuung*Pfleger* Sorgkultur“ im Frauenmuseum Hittisau, 2018 | Foto: Ines Agostinelli, FMH



Women's Rights Pioneers Monument, Central Park, New York | Foto: Sema Akbal

Bedeutung unsichtbar gemacht. Dies führt dazu, dass das kollektive Gedächtnis der Gesellschaft Männer* als Hauptakteure wahrnimmt und Frauen* an den Rand drängt.

Wo sind die Women* of Colour?

Frauen* im Allgemeinen hatten es schwer. Kamen intersektionale Aspekte der Mehrfachdiskriminierung

hinzu – wie Rassismus, Klassismus oder Kolonialismus –, wurden ihre Errungenschaften und ihre Würdigung in der Öffentlichkeit noch weiter marginalisiert. Ein eindrückliches Beispiel hierfür ist das *Denkmal für Mary Seacole* vor dem St. Thomas Hospital in London. Die jamaikanische Krankenschwester war eine bemerkenswerte Pionierin der Pflege, die während des Krimkriegs Verwundete mit außergewöhnlicher Hingabe

und Einfallsreichtum behandelte. Seacole handelte in einer Zeit, in der Frauen* in der Medizin ohnehin schon um Anerkennung kämpfen mussten – und als Woman* of Colour wurde ihr Beitrag zusätzlich durch die vorherrschenden kolonialen und rassistischen Vorurteile herabgesetzt.

Die Errichtung ihres Denkmals im Jahr 2016 markierte einen bedeutenden Meilenstein: Es war das erste

Denkmal für eine Schwarze Frau* in Großbritannien. Doch anstatt als unumstrittene Würdigung gefeiert zu werden, löste es eine kontroverse Debatte aus, die tiefere gesellschaftliche Spannungen offenlegte. Kritiker:innen, darunter Mitglieder der Florence-Nightingale-Gesellschaft, argumentierten, dass Seacole nicht die gleiche historische Bedeutung habe wie Florence Nightingale, die als Begründerin der modernen Krankenpflege gilt. Einige äußerten sogar die Befürchtung, dass die Errichtung des Denkmals für Seacole die Leistungen von Nightingale schmälern würde – ein Argument, das auf den ersten Blick wie ein objektiver Vergleich der beiden Frauen* erscheinen mag, tatsächlich aber auf tief verwurzelte rassistische und patriarchale Strukturen verweist. Die Diskussion machte deutlich, wie stark die Erinnerungskultur noch immer von weißen, westlichen und männlich geprägten Narrativen dominiert wird, die Schwarze Frauen* und ihre Leistungen systematisch unsichtbar machen oder in Frage stellen.

Dabei wirft die Kontroverse auch eine grundsätzliche Frage auf: Wer entscheidet, welche historischen Figuren ein Denkmal erhalten, und warum werden bestimmte Persönlichkeiten priorisiert, während andere lange übersehen werden? Seacoles Denkmal war ein notwendiger Schritt, um die Geschichte Schwarzer Frauen* im Kontext der britischen Gesellschaft sichtbar zu machen. Doch es war auch ein Hinweis darauf, wie stark die Errungenschaften von Frauen*, insbesondere von Women* of Colour, immer wieder in Konkurrenz zueinander gestellt und relativiert werden, anstatt als gleichwertige Teile einer diverseren Geschichtserzählung gewürdigt zu werden.

Ein queerfeministischer Blick auf Denkmäler

Queerfeministische Perspektiven sind in der Denkmalkultur bislang nahezu unsichtbar. Dabei könnten Denkmäler, die queere und feministische Geschichten in den

Mittelpunkt rücken, nicht nur bestehende Erinnerungslücken schließen, sondern auch einen gesellschaftlichen Wandel hin zu mehr Diversität und Gerechtigkeit anstoßen. Sie könnten dazu beitragen, marginalisierte Geschichten sichtbar zu machen und vielfältige Identitäten in die kollektive Erinnerung einzuschreiben.

Ein prägnantes Beispiel für eine solche Erweiterung der Erinnerungskultur ist das *Denkmal für die im Nationalsozialismus verfolgten Homosexuellen* in Berlin. Es wurde 2008 eingeweiht und enthält eine Video-Installation, die gleichgeschlechtliche Küsse zeigt – ein starkes Symbol für die Sichtbarkeit und Anerkennung queerer Liebe. Allerdings gab es auch hier anfangs einen blinden Fleck. Das Denkmal war ursprünglich fast ausschließlich auf die Verfolgung homosexueller Männer* ausgerichtet. Erst durch späteren Aktivismus wurde auch die Verfolgung lesbischer Frauen* thematisiert, doch diese Ergänzung blieb marginal und wurde nicht gleichwertig integriert. Dies verdeutlicht, wie selbst in den Bemühungen um Anerkennung queerer Geschichten patriarchale und androzentristische Muster weiterhin wirken und lesbische Perspektiven – oft als „doppelt unsichtbar“ betrachtet – an den Rand gedrängt werden.

Eines der immer noch wenigen inspirierenden Beispiele für eine queere und feministische Perspektive in der Erinnerungskultur ist die Widmung einer Straße in Berlin an Audre Lorde. Die afroamerikanische Autorin, Aktivistin und selbsternannte „Schwarze, lesbische, feministische Kriegerdichterin“ hat weltweit Generationen feministischer und queerer Aktivist:innen geprägt. Seit 2022 trägt eine Straße in Berlin-Mitte ihren Namen – ein wichtiger Schritt, um Schwarze feministische Geschichte im öffentlichen Raum sichtbar zu machen.

Eine Straßenwidmung ist eine besondere Form des Denkmals: Sie setzt ein dauerhaftes Zeichen im urbanen Raum, das Menschen dazu einlädt,

sich mit der Bedeutung der geehrten Person auseinanderzusetzen. Gleichzeitig ist sie weniger direkt erfahrbar als eine Skulptur oder ein Mahnmal. Die *Audre-Lorde-Straße* in Berlin ist ein Beispiel dafür, wie Erinnerungskultur sich weiterentwickeln kann – nicht nur durch klassische Denkmäler, sondern auch durch neue Formen der Sichtbarmachung, die intersektionale Identitäten und globale Solidaritäten in den Mittelpunkt stellen.

Brauchen wir Denkmäler überhaupt?

Denkmäler haben traditionell eine zentrale Rolle in der Erinnerungskultur. Sie markieren Orte des Gedenkens und stehen symbolisch für bestimmte Werte, Ereignisse oder Personen, die als besonders bedeutsam erachtet werden. Doch diese Bedeutungszuschreibungen sind nie neutral. Sie sind immer Ausdruck ihrer Zeit – der politischen Machtverhältnisse, der kulturellen Narrative und der gesellschaftlichen Prioritäten. Die Frage ist also: Brauchen wir Denkmäler überhaupt, wenn sie so oft einseitig, exklusiv und patriarchal geprägt sind?

Ein Argument für Denkmäler ist ihre Funktion als sichtbares Zeichen des Erinnerens. Sie machen Geschichte physisch erfahrbar, bieten Orientierung und laden dazu ein, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen. Doch genau hier liegt auch das Problem: Viele Denkmäler verfestigen eine Geschichtsschreibung, die Männer als Hauptakteure und Frauen* als Randfiguren darstellt. Frauen* erscheinen entweder als passiv oder gar nicht, während die dominanten Narrative von heroischen männlichen Leistungen und Macht geprägt sind. Einfach mehr Frauen*-Denkmäler aufzustellen, würde dieses Problem nicht lösen, denn es würde lediglich die bestehenden Strukturen reproduzieren, anstatt sie zu hinterfragen. Vielmehr sollte die Funktion und die Gestaltung von Denkmälern grundsätzlich neu gedacht werden. Denkmäler sollten Orte des Dialogs sein, die verschiedene Perspektiven einbeziehen und komplexe,

oft widersprüchliche Aspekte von Geschichte darstellen.

Ein bemerkenswertes Beispiel für eine andere Sicht auf Denkmäler ist das *Women's Rights Pioneers Monument* im Central Park, New York. Dieses 2020 enthüllte Denkmal folgt der klassischen Darstellung großer historischer Persönlichkeiten – eine naturalistische Bronzegruppe, statisch, mit klaren Rollenverteilungen. Es ist aber in einer anderen Hinsicht interessant: Es zeigt Susan B. Anthony, Elizabeth Cady Stanton und Sojourner Truth – drei reale Frauen*, die sich im 19. Jahrhundert für Gleichberechtigung und Frauenrechte engagierten. Das Denkmal setzt bewusst auf eine intersektionale Darstellung der Frauenrechtsbewegung, indem es nicht nur weiße Feministinnen (wie Anthony und Stanton), sondern auch Sojourner Truth, eine Schwarze Aktivistin, in den Mittelpunkt stellt. Truth war eine ehemalige Sklavin, die für die Abschaffung der Sklaverei und für Frauenrechte kämpfte, und ihre Einbindung verdeutlicht, dass die Frauenbewegung historisch nicht homogen war, sondern von vielfältigen Stimmen geprägt wurde – eine Erkenntnis, die in der traditionellen Geschichtsschreibung oft ignoriert wird.

Allerdings war die Errichtung des Denkmals nicht unumstritten. Im Entstehungsprozess wurde der Vorwurf des Whitewashings laut: Ursprünglich waren nur Anthony und Stanton vorgesehen, was die historischen Verflechtungen der Suffragettenbewegung mit Rassismus und die systematische Marginalisierung Schwarzer Frauen* innerhalb der Bewegung ausblendete. Die Entscheidung, Sojourner Truth in das Denkmal zu integrieren, war daher nicht nur eine Korrektur – sondern auch ein wichtiger Lernprozess. Der öffentliche Diskurs um die Repräsentation Schwarzer Frauen* machte sichtbar, wie stark bestehende Narrative weiterhin dominieren und dass eine kritische Reflexion notwendig ist, um wirklich inklusiv zu erinnern. In diesem Fall war also nicht nur

das Denkmal selbst ein Fortschritt, sondern auch der Weg dorthin – denn dieser führte zu einer breiteren gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit der Frage, wer wessen Geschichte erzählt und wer in der Erinnerungskultur sichtbar gemacht wird. Denkmäler können also als Orte gezeigt werden, die nicht nur individuelle Leistungen würdigen, sondern auch größere soziale Bewegungen, diverse Perspektiven und die Dynamik von Dialog und Zusammenarbeit sichtbar machen.

Denkmäler sind ein Spiegel ihrer Zeit

Wir brauchen aber auch Alternativen zur klassischen Denkmalkultur, Orte, die Erinnerungskultur dynamischer und inklusiver gestalten. Temporäre Installationen, interaktive Projekte oder digitale Formate könnten die starren Narrative von Denkmälern aufbrechen. Digitale Gedenkplattformen können Raum für verschiedene Perspektiven und Stimmen bieten und kontinuierlich aktualisiert werden, um die Vielfalt der Gesellschaft abzubilden. In geführten Touren können an verschiedenen Stationen Geschichten von Frauen* erzählt werden, die Geschichte und Orte geprägt haben. Auch partizipative Ansätze könnten die Denkmalkultur bereichern. Warum nicht Denkmäler schaffen, die von Bürger:innen gemeinsam erarbeitet werden? Kollektive Projekte könnten dazu beitragen, die Vielfalt der Perspektiven in der Gesellschaft sichtbar zu machen.

Denkmäler sind immer ein Ausdruck ihrer Zeit. Sie spiegeln die Werte, Normen und Machtstrukturen der Gesellschaft wider, in der sie entstehen. Das bedeutet aber auch, dass sie nicht „für die Ewigkeit“ gedacht sind. Geschichte ist keine starre Erzählung, sondern ein dynamischer Prozess. Was heute als bedeutend gilt, kann morgen schon anders bewertet werden. Ein Beispiel dafür ist die Debatte um koloniale Denkmäler. In vielen europäischen Ländern, darunter Deutschland und Belgien, wurden in den letzten Jahren Denkmäler gestürzt, umbenannt oder mit Kontext versehen, die koloniale Herrscher wie Leopold II.

in einem kritischeren Licht darstellen. Diese Debatten zeigen, dass Denkmäler keine unveränderlichen Symbole sind, sondern Gegenstand gesellschaftlicher Aushandlung.

Auch in Österreich gibt es solche Diskussionen, etwa über die Umgestaltung des Lueger-Denkmal in Wien. Karl Lueger, der als antisemitischer Bürgermeister von Wien bekannt ist, wird zunehmend kritisch betrachtet. Statt das Denkmal zu entfernen, wurde beschlossen, es mit einer Kontextualisierung zu versehen, um die problematischen Aspekte seiner Geschichte zu beleuchten. Solche Ansätze könnten auch für die Sichtbarmachung von Frauen* und weiteren vergessenen Held:innen der patriarchalen Geschichtsschreibung genutzt werden, indem bestehende Denkmäler erweitert, ergänzt und hinterfragt werden.

Zeit, Geschichte neu zu denken

Unsere Denkmäler brauchen ein Update. Sie müssen nicht nur die Leistungen von Frauen* sichtbar machen, sondern auch die Vielfalt und Komplexität unserer Gesellschaft widerspiegeln. Frauen* und queere Personen aus der Anonymität zu holen, wäre ein erster Schritt, um die historische Unsichtbarkeit zu überwinden. Doch darüber hinaus brauchen wir eine Erinnerungskultur, die offen, flexibel und inklusiv ist – eine Kultur, die Geschichte nicht als abgeschlossenes Narrativ betrachtet, sondern als lebendigen Prozess. Denn am Ende geht es nicht nur darum, mehr Frauen* auf Denkmäler zu stellen. Es geht darum, die Art und Weise zu verändern, wie wir Geschichte erzählen. Es ist Zeit, Geschichte neu zu schreiben – mit allen Stimmen, die bislang ungehört blieben. 

Stefania Pitscheider Soraperra ist seit 2009 die Direktorin des Frauenmuseums Hittisau. Als Kunsthistorikerin, Ausstellungskuratorin und Kulturmanagerin gilt ihr Interesse gesellschaftspolitischen und feministischen Fragestellungen. Das Frauenmuseum Hittisau zeigt derzeit die Ausstellung „Stoff/Wechsel. Ein kritischer Blick auf Fast Fashion, ein Aufruf zu bewusstem Konsum“. www.frauenmuseum.at